



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

anzeigenformular; denn ich erinnere mich nicht, daß man in den siebziger und achtziger Jahren diese Vorstellungen ebenso genannt hätte. Jeder aber, der in eine Amtsverwaltung hineingeschaut hat, weiß ja, daß man einen bekannten Spruch mit Fug dahin abändern könnte:

Es erben sich die alten Formulare
Wie eine ewige Krankheit fort,
Ja manchmal grenzt es fast ans Wunderbare
u. s. w.

K B



Litteratur

Friedrich Hölderlins Leben. In Briefen von und an Hölderlin. Bearbeitet und herausgegeben von Carl C. F. Vizmann. Berlin, Wilhelm Herz, 1890

Die ersten Früchte seines langen, eindringlichen, von liebevoller Hingebung erfüllten Studiums Friedrich Hölderlins hat uns der Verfasser vor wenigen Jahren im Archiv für Litteraturgeschichte und in der Vierteljahrschrift für deutsche Litteraturgeschichte geboten. Jetzt liegt als abschließendes Ganze eine ausführliche Biographie des unglücklichen schwäbischen Dichters vor, die sich in der Hauptsache auf Hölderlins umfangreichen Briefwechsel, besonders natürlich auf Briefe von Hölderlin selbst stützt. In acht längern Abschnitten, die mit gleicher Ausführlichkeit die Kindheit und erste Jugend Hölderlins, seine Universitätsjahre, sein unruhiges Wanderleben, seine wechselnde Thätigkeit als Erzieher und Hauslehrer und endlich das Hereinbrechen der Geistesnacht über den Dichter schildern, läßt der Verfasser in lebendigen, anschaulichen Bildern den äußern Lebensgang wie die verhängnisvolle Charakterentwicklung Hölderlins an unserm geistigen Auge vorüberziehen; an jeden dieser Abschnitte schließt sich unmittelbar das dazugehörige briefliche Material an.

Jede Biographie wird den Briefwechsel des Mannes, den sie uns zeichnen will, als einen wichtigen Quellenstoff zu berücksichtigen haben; fast ausschließlich auf seinen Briefen das Bild des Dichters zu errichten, war nicht nur erlaubt, sondern geradezu geboten, bei einer Natur, wie Hölderlin sie besaß. Denn wie er sich im allgemeinen scheu gegen die Mitwelt abschloß, die ihm gleichgiltig, ja kalt gegenüberstand, ebenso offenherzig erschloß er sich dem geistig verwandten, dem gleich fühlenden, so beredt strömte er dem Herzensfreunde, dem „Bruder“ gegenüber im Briefe, dem Vertreter des mündlichen Gespräches, sein ganzes Innere aus, über das er sich in einsamen Stunden grübelnder Selbstbetrachtung und quälenden Selbsterkennens mit ungewöhnlicher Schärfe klar geworden war. Hölderlins Charakter wirkt ein helles Licht darauf, wie Goethe von einem richtigen Gefühle, von seiner gefunden Natur geleitet wurde, wenn er von dem γῶδι σαυτὸν nichts wissen wollte: wer imstande ist, sich ganz zu verstehen, der geht an der Lösung der großen Aufgabe zu Grunde.

Von den 238 von Vizmann vereinigten Briefen sind über die Hälfte hier zum erstenmale gedruckt, sie stammen zum größten Teile aus dem Nachlasse Christoph Schwabs, der sich im Besitze der königlichen Bibliothek in Stuttgart befindet. Durch

den Reichtum des in jahrelangem, unermüdblichem Eifer gesammelten, bisher unbekanntes Stoffes wird die Biographie auch für manchen Kundigen genug des Neuen bringen. Aber für jeden Gebildeten wird es ein Genuß sein, diese Selbstbekenntnisse — denn das sind Hölderlins Briefe in umfassendem Sinne — zu lesen, die den ganzen lebenswürdigen und gerade deshalb so beklagenswerten Charakter des leidenschaftlichen jungen Dichters in lebendigen Worten widerspiegeln.

Die Verlagsbandlung hat nichts unterlassen, das Buch in einem Gewande zu bieten, das den wertvollen Inhalt würdig kleidet; zur besondern Zierde gereicht der Biographie die schöne Wiedergabe eines von dem Bildhauer Ohnmacht gefertigten Reliefs der Diotima, d. i. Frau Susette Gontard in Frankfurt am Main, in deren Hause Hölderlin die wenigen glücklichen Jahre seines Lebens zubrachte. Leider ist es dem Verfasser nicht vergönnt gewesen, sein Werk in dieser Vollendung vor sich zu sehen, sein Sohn, Bernhard Vikmann, hat die Ausführung des Druckes überwacht und die litterarischen Nachweise im Anhang hinzugefügt, von ihm dürfen wir wohl auch in nicht zu langer Frist eine kritische Gesamtausgabe der Dichtungen Hölderlins erwarten.

Die Wiedergeborenen. Erzählungen von F. F. David. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden

Der Verfasser hat sich vor etwa einem Jahre mit der Erzählung „Das Höferecht“ vorteilhaft eingeführt. Die sechs kleinern Stücke, die der neue Band vereinigt, zeigen ihn von einer neuen Seite, die man kaum vermutet hätte. Dort bewegte er sich in der Richtung des realistischen Sittenmalers, hier wandelt er in den Spuren Konrad Ferdinand Meyers. Es sind hinanförende Spuren, und David folgt ihnen mit Kraft und Beruf. Er trifft vorzüglich den Ton des mit reifer Besonnenheit an sich haltenden Erzählers, der über den Dingen steht und mit größter Ruhe Vergangenes, Überwundenes, Verklärtes berichtet und uns gerade durch den Kontrast der leidenschaftlichen Bewegung des Inhalts und der vornehmen Stille des Vortrages fesselt. Ein feiner altertümlicher Hauch liegt über seiner Sprache, und einzig diese giebt das Kolorit der Zeiten, in denen diese Erzählungen spielen: des Zeitalters der Reformation und der Renaissance, der Entdeckung Amerikas, der Hexenprozesse, der Vertreibung der Salzburger Protestanten, des Kampfes zwischen Mittelalter und Neuzeit. Ohne großen Apparat zaubert uns David den Erdgeruch dieser Zeiten herauf. Die Motive sind meist von schlichter Größe und darum von wahrhaft poetischem Gehalt. In dem bedeutendsten Stücke: „Der neue Glaube“ behandelt der Verfasser mit tiefer Einsicht religiöse Konflikte. Ein katholischer Richter hat die Aufgabe, einem kalvinistischen Fanatiker, der sich durch eine Predigt auf offenem Markte in der kühnsten Weise gegen die strengen Geseze vergangen hat, den Prozeß auf Leben und Tod zu machen. Der Calvinist will aber Märtyrer seines Glaubens werden, er verschmäht es, durch die geringste Ableugnung sich dem unentrinnbar drohenden Schafott zu entziehen, und seine Reden stecken seinen Richter selber an. Der Richter liest zum erstenmal unter der Leitung seines Delinquenten das reine Wort Gottes, die unverfälschte Bibel, im Herzen bekehrt, kann er nicht mehr das alte Gesez, das er zu behüten hat, walten lassen, wird bei seiner Schwäche zum Verräter an seiner beschworenen Pflicht und verliert Amt und Würden und Weib und Kind. Diese tragische Geschichte ist mit großer Tiefe und wahrhaft erschütternder Kraft erzählt. Ebenso originell ist die folgende Erzählung „Gold.“ Ein Salzburger Protestant, ein Goldgräber, hat sich seinen fortwandernden Glaubensgenossen nicht anschließen können,

die dämonische Liebe zu den heimischen Goldgruben hat ihn festgehalten. Da läßt ihn die Heimat selbst im Stich: die Gletscher wandern so weit ins Thal herab, daß aller Goldbau unmöglich wird, und er geht in der vereisenden Gegend unter. Petre, quo vadis? ist eine Mönchsgeschichte, das Motiv ist nicht neu, ist aber mit kräftigen, stimmungsvollen Farben ausgeführt. Ebenso wertvoll sind „Ruth“ und „Lilienholz,“ letzteres eine Anekdote von Michel Angelo, kurz, aber meisterhaft erzählt. Schwach erschien uns die längste Erzählung des Buches: „Die Tochter Fortunats.“

Bei all dieser aufrichtigen Anerkennung der Begabung des jungen Wiener Dichters, den schon der Ernst seiner Kunstübung vorteilhaft vor vielen Genossen in und außerhalb Wiens auszeichnet, können wir doch nicht umhin, das schon bei der Besprechung seines „Höferechts“ geäußerte Bedenken zu wiederholen. David zergliedert zu oft die Gemütszustände seiner Gestalten, anstatt sie darzustellen; das schädigt stets die Plastik seiner Figuren. Wir wollen nicht bloß ihre Innerlichkeit kennen lernen, sondern sie mit möglichst großer Anschaulichkeit in Bewegung vor uns sehen. David begnügt sich mit einzelnen anschaulichen Szenen, anstatt in der Anschauung zu verharren. Seine künstlerische Ausbildung muß also die Richtung zur Darstellung des tatsächlichen Vorganges nehmen. Und sie wird ihm gelingen, denn er ist wirklich ein echter Phantasiemensch, kein Verstandesdichter.

Klein-Wiener. Skizzen in Wiener Art und Mundart von Ed. Böhl. Wien, Georg Szelinski, 1891

Wir haben schon einmal den eigentümlichen Humor dieses Wiener Planderers und Satirikers (in einer Parallele mit seinem Nebenbuhler Chiavacci) charakterisiert. In dieser neuen Sammlung ist Böhl bestrebt, wie jener andre Humorist eine typische Figur zu schaffen und sie zum Mittelpunkt einer größeren Anzahl von Skizzen zu machen. Wie Chiavacci die Obstlerin Frau Sophelr, so hat sich Böhl den Herrn von Niglerl geschaffen. Der ist wesentlich anders: nicht das Sprachrohr des Humoristen, sondern sein vielgeliebter Wiener Philister, dem nichts über seine Heimat geht, der sich nirgends so wohl wie beim Wiener Rindfleisch fühlt (diese bescheidenere Speise hat die berühmten altwienerischen „Bachhändl“ in diesen schlechten Zeiten abgelöst). Niglerl ist eine humoristische Figur, keine Maske, und seine Abenteuer auf der Pariser Weltausstellung in der Reihe „Vom Stefansturm zum Eiffelturm“ lesen sich sehr ergötlich. Von den andern Stücken verdienen die „Wiener Lieder in Prosa“ deswegen Erwähnung, weil sie Böhls Kunst im feinen Stimmungsbild zeigen; im Gegensatz nämlich zu der gewöhnlichen Beschränkung der Lokalhumoristen auf den Dialekt, versteht sich Böhl auch auf sein Hochdeutsch. Das feinste Kapitelchen, ganz erfüllt von Wiener Luft, ist „Der Doge von Wien“ — das ist der Baumeister Schmidt, der das schöne Rathaus von Wien geschaffen hat.

Verichtigung. In dem Aufsatz von Ed. Jarnde im vorigen Hefte ist S. 174, Z. 18 von oben zu lesen: im zehnten Buch der Ilias (statt im elften). Die in Ziffern etwas undeutlich geschriebene 10 war von dem Abschreiber des Konzepts für eine 11 gelesen worden, was der Verfasser erst nachträglich bemerkt hat.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig.